

A photograph of a woman with short grey hair, wearing a blue denim jacket over a dark blue top and a blue patterned skirt. She is standing on a balcony, leaning on a dark wooden railing. Her hands are clasped in front of her. The balcony is surrounded by dense, lush green plants and flowers. In the background, a light-colored building with white window frames is visible. The image is split horizontally, with the top half showing the woman and the bottom half showing a mirrored reflection of her and the plants.

„Ja, es geht um eine bessere Welt“

Sozialwissenschaftlerin Susanne Elsen über Partizipation und Einmischung. Südtirol könnte ein wunderbares Reallabor für Innovationen sein, sagt sie.

Susanne Elsen auf dem Gelände der Brixner Cusanus-Akademie: „Es wäre schade, wenn ein Lehrkörper sich nicht darum schert, was um ihn herum passiert.“

Wer mit Susanne Elsen in der Cusanus-Akademie in Brixen zu einem Termin verabredet ist, braucht etwas Geduld. Die pensionierte aber nach wie vor lehrende Professorin für Sozialwissenschaften an der Uni Bozen lässt es sich nicht nehmen, begegnenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einen guten Morgen zu wünschen, einen kurzen Plausch zu führen. Die Cusanus-Akademie ist für die Soziologin wie ein zweites Zuhause, hier sitzt sie im Verwaltungsrat, hier regt sie Veranstaltungen an, moderiert, diskutiert – und fühlt sich in ihrem Element: im Austausch mit den Menschen. Sie stammt aus Trier, lebt schon lange in Brixen. Sie ist nicht nur eine aufmerksame Beobachterin der gesellschaftlichen Entwicklungen im Lande, sondern lässt sich auch selbst gerne in die Praxis ein: Sie bezieht (etwa in offenen Briefen) Position, unterstützt die Friedensarbeit oder ist eine der Promotorinnen des Agitu-Ideo-Gudeta-Förderpreises für Pionierinnen in der nachhaltigen Landwirtschaft. Die Arbeit mit jungen Menschen hält sie jung.

ff: Frau Elsen, Sie lehren seit den 1990er-Jahren als Soziologieprofessorin, zuletzt an der Uni Bozen. Treffen Sie bei Ihrer Tätigkeit heute auf eine andere Generation als noch vor 25 Jahren?

Susanne Elsen: Die jungen Studierenden von heute sind realistischer, sie studieren – zumindest in meinem Fachgebiet – oft nach einer gewissen Lebens- und Berufserfahrung. Der Gang zum Studium ist ein bewusster. Mir fällt in Südtirol auf, dass eine größere internationale Offenheit besteht als noch vor 10 oder 15 Jahren. Man ist sehr an alternativen Entwürfen interessiert, zum Teil weil es ein Bewusstsein dafür gibt, dass ein „Weiter so“ nicht mehr infrage kommt. Menschen, die in der Sozialwissenschaft studieren, sind hierfür vielleicht auch empfänglicher. Für mich ist es jedenfalls ein Privileg mit jungen Leuten arbeiten zu können und Themen zu behandeln, die mir wichtig erscheinen.

Zu Ihrem Fachgebiet gehören unter anderem Bereiche wie Solidarökonomie, ökosoziale Transformation, Gemeinwesen-Entwicklung. Was macht Solidarökonomie?

Das ist eine Ökonomieform, die bedarfsorientiert ist, nicht primär profitorientiert. Sie ist kooperativ angelegt und kommt oft in Bereichen zum Tragen, die man als Daseinsvorsorge bezeichnet. Die jungen Leute sind für solidarische Herangehensweisen sehr offen, auch weil sie solche Themen in Südtirol nicht so leicht mitbekommen. Das sind Dinge, die Hoffnung machen und die eine gewisse Selbstwirksamkeit greifbar machen. Schwarze Zukunftsvisionen haben wir schon genug.

Da sind Sie ganz Pädagogin?

Ja, durchaus. Eine meiner Rollen ist es auch Hoffnung zu verbreiten, Visionen und Ideen, die eine bessere Welt schaffen können, Zukunftsorientierung zu geben. Pessimismus behalte ich für mich.

Was ist Ihnen wichtig, Ihren Studierenden mitzugeben?

Zum einen, dass sie nichts hinnehmen müssen, wie es ist. Wissenschaft fängt immer mit Zweifel an. Zum anderen, dass es für viele Fehlentwicklungen alternative Lösungen gibt. Diese spiele ich auch gerne mit ihnen durch, stelle Fragen wie: Was ließe sich sinnvoll verändern? Ich bestärke auch diejenigen, die Veränderungen konkret im Rahmen von Projekten angehen. Wichtig ist, sich dabei nicht zu überfordern, wenn möglich die Sache mit Gleichgesinnten anzugehen und zu schauen, welche Innovationen tatsächlich auch umsetzbar sind.

Sie meinten in einem Interview mit diesem Magazin während der Corona-Pandemie, dass diese gnadenlos Fehlentscheidungen und -entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte offengelegt hat. Was meinen Sie damit genau?

Corona hat uns aufgezeigt, wie weit wir Menschen uns von der Befriedigung einfacher Grundbedürfnisse entfernt haben. Die Privatisierung des öffentlichen Bereichs ist beängstigend fortgeschritten. Die Daseinsvorsorge wurde ausgedünnt, genauso der öffentliche Gesundheitsbereich. Das sind Tendenzen, die weltweit zu beobachten sind. Wenn ich auf meinen Bereich, die Universitätsebene, blicke, dann gibt es auch keine Anregungen für eine Wissenschaft, die untersucht, was sich besser machen ließe. Die Forschungsförderung ist einseitig.

Dabei hatte die Epidemie zu Beginn auch so etwas wie die Hoffnung und Rückbesinnung auf gemeinsame Grundwerte geweckt.

Dass die Bevölkerung Pflegekräften und dem Gesundheitspersonal geklatscht hat, war eine nette Geste der Wertschätzung gegenüber jenen, die in dem System die unangenehmsten und schwierigsten Aufgaben übernehmen müssen. Doch man hat nicht daraus gelernt. Die Pflegekräfte hätten in der Folge in andere Vertragsverhältnisse gebracht werden müssen, um nur ein Beispiel zu nennen.

Haben wir es verabsäumt, gesellschaftliche Priorisierungen vorzunehmen?

Absolut, dabei hatte auch die Politik angekündigt, vieles zu überdenken. Nur tut sich seitdem wenig bis nichts. Die Diskussionen in meinem Heimatland Deutschland rund um eine etwaige Besteuerung der Superreichen – wir reden da nicht von Millionären, sondern von Milliardären – oder die Abschaffung des Bürgergeldes sind in die falsche Richtung abgelenkt. Wenn es heißt, dass der Staat mit dem Bürgergeld Menschen finanziert, die sich vor der Arbeit drücken, dann erodiert gesellschaftliche Solidarität.

Dass der Sozialstaat in der bisherigen Form aufgrund der demografischen Entwicklung nicht mehr länger aufrechtzuerhalten sei, hört man von der Politik immer öfter.

Und gleichzeitig ist jetzt von „Kriegstüchtigkeit“ die Rede. Also dieser Angstmechanismus, dass der Russe vor der Tür steht und wir jetzt aufrüsten müssen, hat seine eigene Logik.

„Was an Innovationen in dieser Welt gebraucht wird, steht in keinem Buch.“

Wer die Kursentwicklung von Rüstungskonzernen wie Leonardo oder Rheinmetall anschaut, weiß, wer von dieser Angstmacherei profitiert. Um zum demografischen Wandel zurückzukommen: Viele Aspekte, die mögliche Lösungsansätze bieten würden, werden nicht in Betracht gezogen.

Sie sprechen von?

Lassen Sie mich etwas ausholen: Bevor ich nach Südtirol gezogen bin, war ich öfter zu Tagungen der Kulturinitiative „Cultura Socialis“ eingeladen. Diese war von weitblickenden Menschen wie dem damaligen Amtsdirektor Karl Tragust und dem Soziallandesrat Otto Saurer ins Leben gerufen worden. Sie haben europaweit nach guten sozialpolitischen Modellen gesucht, gefunden und hierzulande im Sozialbereich auch einen Innovationsschub in Gang gesetzt. Ihnen war klar, dass das Soziale nicht irgendeine Restgröße ist, sondern alle angeht. Leider hat sich diese Erkenntnis etwas verflüchtigt. Aber es gibt immer innovative Lösungsansätze.

Zum Beispiel?

Stichwort Bürgerinnengenossenschaften. Dabei handelt sich in der Regel um Multi-Stakeholder-Genossenschaften, in denen man Kräfte bündelt und schaut, was vorhanden ist und was gebraucht wird. Eine Bedarfsanalyse kann sehr spezifische Ideen für einen Ort schaffen, das Bewusstsein für ein gemeinsames Ziel. Menschen schließen sich zusammen, um sich und die sie umgebende Gemeinschaft sowie die Region zu fördern. Wenn der Wille da wäre, dann könnten solche Bürgerinnengenossenschaften auf der Basis alternativer Organisation der Daseinsvorsorge einen wahren Boom erleben.

In Mals und Brixen haben sich welche etabliert.

Dabei bräuchte es viel mehr davon. Gerade in einem so kleinen Land wie Südtirol mit seinen 540.000 Menschen, die hier leben, und den vielen Talschaften hätten wir für Bereiche wie dem Sozialen oder der Ökologie den richtigen Zuschnitt, um dezentral und partizipativ Initiativen zu entwickeln. Wenn es um Daseinsvorsorge geht, dann sind Initiativen gefragt, die nicht primär profitorientiert sind. Wir könnten so etwas auch im Seniorenbereich gebrauchen.

Können Sie das näher erläutern?

Auch Südtirol ist von Altersarmut betroffen, speziell bei Frauen, weil Familienarbeit oder Teilzeitarbeit den

Rentenanspruch reduziert. Wir haben viele Tausende Menschen im Lande, die eine Mindestrente von weniger als 700 Euro beziehen. Ein einfacher Heimplatz ist heute kaum unter 3.000 Euro zu bekommen, während die durchschnittliche Rente bei rund 1.000 Euro liegt. Durch eine solche Konstruktion wird Armut regelrecht befördert. Hinter den Seniorenheimen steht sowohl im deutschsprachigem Ausland als auch in Südtirol eine starke Lobby. Ein Verband der Seniorenheime fährt mit einer solche Konstruktion recht gut.

Welche Alternativen würden sich anbieten?

Es gibt familienähnliche, intergenerative Formen des Zusammenlebens und Wohnens. In diesen tun sich Menschen im dritten Alter – also der Lebensphase zwischen 55 und 75 Jahren – für bezahlbares, sicheres und altersgerechtes Wohnen in Genossenschaften und anderen Gemeinschaftswohnformen zusammen. Sie teilen sich die Kosten, gegebenenfalls auch für Unterstützungskräfte, und verwalten ihre Projekte selbst. Die Seniorinnengenossenschaften sind ein weitverbreitetes Modell. Menschen gehen im dritten Alter in Rente, sind kompetent, fit, meistens noch gesund – und bereit, auch Leistungen für Menschen im vierten Alter zu erbringen. Wer eine zu geringe Rente hat, kann Arbeitsstunden anbieten: Rasen mähen, Fenster putzen, einkaufen und so weiter. Dinge, die Menschen im vierten Alter oft nicht mehr hinkriegen. Neben dem monetären Zuverdienst lässt sich ein Konto für Zeitgutscheine anlegen. Ein Leistungstausch-Modell.

Sind das Modelle, die schon umgesetzt wurden?

Ja, etwa die bekannte Senioren-genossenschaft im schwäbischen Riedlingen. Oder in Tiedoli in der Emilia Romagna, wo ein ganzes Dorf altersgerecht gestaltet wurde

und durch die Ansiedlung älterer Menschen Arbeit für das Dorf geschaffen wurde. Oder das Projekt „WAGNIS“ (Wohnen Alternativ Gemeinschaftlich Nachhaltig Innovativ Sozial) in München: Die verschiedenen Wohnprojekte dort sind jeweils darauf angelegt, bezahlbares, lebenslang nutzbares, genossenschaftlich organisiertes Wohnen zu ermöglichen – „Wohnen plus“ mit Arztpraxis, Gemeinschaftsgärten, Gemeinschaftsräumen. Ich selbst habe 2020 mit „Wohnen im Quartier“ eine ähnlich organisierte Genossenschaft mit 37 Wohneinheiten für Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen mitgegründet ...

Susanne Elsen, 1953 in Trier geboren, studierte Erziehungswissenschaft, Soziologie und Volkswirtschaftslehre. Sie promovierte an der Heimatuniversität und habilitierte an der technischen Universität Dresden. Nach Tätigkeiten im europäischen und außereuropäischen Ausland arbeitet sie seit 15 Jahren als Professorin für Sozialwissenschaft an der Freien Universität Bozen. Heute ist sie im Ruhestand, wirkt aber weiter in Lehre, Forschung und Praxisentwicklung.



Foto: Daniel Bologna

... und haben hierfür jüngst den Preis der Europäischen Union für soziale Ökonomie im Bereich Housing bekommen.

... der uns sehr gefreut hat. Sinnvolle Modelle gibt es in vielen Bereichen der Daseinsvorsorge, Beispiel soziale Landwirtschaft. Aber man muss solche Modelle wollen, genauso wie die Partizipation. In der modernen Politikkultur ist klar, dass man partizipativ steuern muss, dass es ein neues Zusammenspiel zwischen zivilgesellschaftlichen Akteuren, politischen Akteuren und Wirtschaft braucht. Aber man hinkt hinterher.

In Südtirol hat man mit dem Autonomiekonvent und dem Klimabürgerrat erste Partizipationsschritte unternommen.

Die Idee von Partizipation geht viel weiter. Partizipation heißt nicht, im Nachhinein Akzeptanz zu schaffen für etwas, was schon längst gewünscht war. Bürgerinnen sollten nicht erst bei der Farbgebung einer Fassade eingebunden werden, sondern ins Planungsvorhaben selbst. Das heißt, dass man zunächst ergebnisoffen an ein Projekt herangeht. Auch ein Bürgerhaushalt kann hierfür ein wunderbares Labor sein. Ohne Partizipation schafft Politik ein Bewusstsein, dass man als steuerzahlender Mensch zwar alles mitfinanzieren aber nicht mitreden darf. Dieses Bewusstsein ist in den vergangenen Jahren enorm gewachsen.

Was kann ein Bürgerhaushalt leisten?

Es handelt sich um ein Beteiligungsverfahren, bei dem Bürgerinnen aktiv die Verwendung eines Teils öffentlicher Gelder mitgestalten. Wir reden da von einem kleinen, zweckgebundenen Resthaushalt. Es ist ein freiwilliges Angebot der Kommunen. Ein Instrument, das aber Demokratie stärken kann. Bis man über Vorteile nachdenkt, die man gemeinsam haben kann, braucht es wohl seine Zeit. Südtirol ist da sehr traditionell: Die Eigentumsfixierung ist noch stark ausgeprägt.

Man hat Ihnen als Wissenschaftlerin schon vorgeworfen, dass Sie zu praxisorientiert seien.

Wissenschaft profitiert von dem, was sie über das Einlassen in die Praxis generiert. Was an Innovationen in dieser Welt gebraucht wird, steht in keinem Buch. Man kann auch nicht alles in Laboren entwickeln. Es braucht reale Labore, um bestimmte Dynamiken und Entwicklungen zu untersuchen. Dadurch ergeben sich ganz andere Perspektiven. Man entwickelt neue Methoden oder greift auf Theorien zurück, die vergessen wurden. Solidarökonomie gab es schon einmal vor 150 Jahren. Ich finde, dass Wissenschaftlerinnen, die in diesem Land arbeiten und mit öffentlichen Mitteln finanziert werden, sich vor Ort einlassen sollten, das spräche auch für eine regionalisierte Uni. Es wäre schade, wenn ein Lehrkörper sich nicht darum schert, was um ihn herum passiert. Südtirol könnte ein wunderbares Reallabor für Innovationen in unterschiedlichsten Bereichen sein.

Einlassen heißt auch einmischen. Vor zwei Jahren haben rund 150 Wissenschaftlerinnen einen offenen Brief an Landeshauptmann Arno Kompatscher verfasst. Darin riefen sie dazu auf, nicht mit Mitte-Rechts zu koalieren. Sie waren eine der Unterzeichnerinnen.

Man ist es hierzulande nicht gewohnt, dass sich Professorinnen und Professoren auch außerhalb ihrer Fachgebiete zu Wort melden. Klar, die sollen gescheiter bei ihrem Kram bleiben! Was machen die Wissenschaftler auf einmal? Die haben wir doch gar nicht gefragt! Diese Trennungslogik ist in den Köpfen stark verankert. Woanders freut man sich, wenn man transdisziplinär arbeitet. Transdisziplinär heißt ja nicht nur, dass verschiedene Disziplinen zusammenarbeiten, sondern, dass man sogenannte Laien auf Augenhöhe miteinschließt.

Sie engagieren sich auch in der Friedensarbeit, betreiben mit anderen einen Friedensblog.

Wir sind alle mehr oder weniger noch geprägt von den Auswirkungen des Krieges. Mein Vater war Spätheimkehrer aus Russland, schwer traumatisiert, und meine Mutter war die Leiterin des Heimkehrerheimes. Sie kümmerte sich um die ganzen Traumatisierten. Mein Vater hat nachts geschrien. Meine Generation ist sekundär traumatisiert. Als Kinder durften wir beim Spaziergehen auch nichts aufklauben, denn da lag noch Zeug aus dem Weltkrieg herum. Das ist das eine. Das andere ist: Ich habe mich schon sehr früh mit der Friedensbewegung identifiziert, mit Frauen, die Friedensbewegungen in Gang gesetzt haben. Ja, es geht immer auch darum: um eine bessere Welt.

Interview: Markus Larcher

